

# Die Ästhetik des Widerstands

Ein Theaterskandal?  
Mateja Koležnik inszeniert  
„Catarina oder Von der Schönheit, Faschisten zu töten“  
als deutschsprachige  
Erstaufführung in Bochum.



Das Landhaus als klaustrophobischer Käfig: „Catarina oder Von der Schönheit, Faschisten zu töten“ am Schauspielhaus Bochum

Foto Armin Smalovic

Bochum hat einen Theaterskandal. Buhrufe und Pfiffe, die jedes Schauspielerwort übertönen, Verbaljurien, die aus dem Parkett auf die Bühne geschleudert werden, eine Zuschauerin in der zehnten Reihe, die mindestens hundert Mal „Aufhören“ brüllt, ohne ein einziges Mal Luft zu holen, zwei männliche Zuschauer fortgeschrittenen Alters, die mühsam die Bühne erklären, um den Schauspieler Ole Lagerpusch in die Kulissen zu zeren, woran sie Lagerpuschs herbeigeeilter Kollege Felix Knopp tatkräftig hindert. Das halbe Bochumer Schauspielhaus bebzt vor Furcht, Mitleid und Empörung. Aristoteles hätte seine helle Freude. Aber hat Bochum wirklich einen Theaterskandal?

Der Abend, der nach gut hundert Minuten im Chaos zu versinken droht, weil erhebliche Teile des Premierenpublikums den Widerstandskämpfer in sich von der Kette lassen, beginnt wie eine Boulevardkomödie mit einer Standardsituation: Familientreffen auf dem Land, das alljährliche Ritual mit schwerem Essen nach alten Familienrezepten, mit viel Wein, Sticheleien, Sarkasmus und allerhand Konflikten, alten wie neuen. Wie immer werden Schweinsfüße mit Koriander zubereitet. Wie immer soll nach dem Essen ein Mensch erschossen werden. Er sitzt bereits mit am Tisch, gefesselt, in sich zusammengesunken, regungslos.

Mona Vojacek Koper als Beatriz, die jüngste der siebenköpfigen Familie, will keine Schweinsfüße mehr essen, sie ist Veganerin. Konstantin Bühler als Rui, ihr Onkel, will endlich viel Geld verdie-

nen, er ist Pragmatiker. Sein Bruder Pedro, gespielt von Felix Knopp, will eigentlich nur das friedliche Landleben genießen, er ist ein naturverbundener Romantiker. Isabel, trinkfeste Schwester der beiden und tyrannische Mutter von Beatriz und Sara, findet, dass der gefesselte Mensch an ihrem Tisch überhaupt kein Mensch ist, sie ist Dogmatikerin. Ihre ältere Tochter Sara, grandios gespielt von der jungen Carla Richardsen, will keine Menschen mehr erschießen, sie hat sich mit dem größten Feind aller Fanatiker eingelassen, dem Zweifel. Doch für Sara ist der Zweifel nicht nur ein Quell der Verunsicherung, sondern auch eine Produktivkraft, ein Instrument der Erkenntnis, aus dem die junge Frau Stärke und Energie gewinnt.

„Catarina oder von der Schönheit, Faschisten zu töten“ von Tiago Rodrigues ist ein Stück, das sich samtartig an den Zuschauer heranschleicht und dann erbarmungslos zuschlägt. Es gibt kein Entkommen. Denn die Konflikte, die in dieser Familie toben, lassen niemanden kalt, sie gehen jeden etwas an, wenn nicht konkret, dann doch abstrakt. Zu welchen Mitteln darf die Demokratie greifen, um sich gegen ihre Feinde zu verteidigen? Ist gewaltfreier Widerstand gegen gewalttätige Kräfte nicht aussichtslos? Muss es Menschen geben, die bereit sind, sich die Hände schmutzig zu machen, um jene zu verteidigen, die sich selbst nicht verteidigen können? Darf man, wenn man vielleicht sogar Böses tun, um Gutes zu bewirken?

Tiago Rodrigues, Jahrgang 1977, Dramatiker, Regisseur und seit 2022 Künstlerischer Leiter des Theaterfestivals in

Avignon, verknüpft sein Stück eng mit der Geschichte und Gegenwart seiner portugiesischen Heimat, die jahrzehntelang unter einer klerikal-faschistischen Diktatur litt und heute den Aufstieg einer rechtspopulistischen Partei erlebt, die bereits zweitstärkste Kraft im Parlament ist. In seinem Stück, das Mateja Koležnik jetzt in Bochum als deutschsprachige Erstaufführung grandios inszeniert hat, haben die Rechtspopulisten soeben die Regierung übernommen und planen eine Verfassungsänderung. Portugal, so scheint es der Familie im Landhaus, steht kurz vor einer Rückkehr in die Zeiten der Diktatur.

Der Stücktitel, der klingt, als hätten ihn die Aktivisten des Zentrums für politische Schönheit eronnen, verweist auf die Landarbeiterin Catarina Eufémia, die 1954 von einem Polizeikommandanten erschossen wurde, weil sie es gewagt hatte, höhere Löhne zu fordern. Bei Rodrigues ist sie eine Freundin der Ahnherrin der Familie. Urgroßmütterchen tötete den eigenen Ehemann, weil er als faschistischer Soldat der Ermordung Catarinas tatenlos zugesehen hatte. In einem Brief, auf den die Mitglieder des glänzenden Bochumer Ensembles ihre Hände legen, als handele es sich um eine heilige Schrift, forderte sie ihre Nachkommen auf, ihrem Vorbild zu folgen und im Angesicht einer Ungerechtigkeit niemals stumm zu bleiben. Seitdem wird Jahr für Jahr ein Faschist entführt, im Landhaus getötet und anschließend verscharrt. Auf sein Grab wird eine Korkeiche gepflanzt. Am Jahrestag ihrer Ermordung sprechen sich alle Familienmitglieder mit dem

Vornamen der Getöteten an: Im Zuge der Identifizierung mit dem Opfer tauschen sie die eigene Identität ein gegen die Legitimierung der bevorstehenden Tat als Akt der Vergeltung ebenso wie als Akt der Prävention.

Das Stück ist glänzend gebaut, die Charaktere sind facettenreich und abgründig, die Dialoge fein gezeichnet. Raimund Orfeo Voigt hat ein höchst variables und geradezu geniales Bühnenbild entworfen: Das Landhaus ist ein freistehender, aus vier Teilen bestehender Kubus, der gedreht, aber auch zu voller Breite aufgeklappt werden kann. Jedes Einzelteil kann als intimes Separee dienen, im geschlossenen Zustand ist der Kubus ein klaustrophobischer Käfig, durch dessen halbgeöffnete Jalousien die Zuschauer wie Voyeure ins Innere schauen.

Was sie dort sehen, sind Traditionen des Terrors, Veteranen eines Widerstands, der längst in der Selbstmystifizierung erstarrt ist und mit seiner selbst willen betrieben wird. Am Ende, als Sara sich tatsächlich weigert, den Faschisten zu töten, kommt es zum Showdown, und die Familie löscht sich selbst aus. Nur Marco bleibt übrig, die Erzählerfigur. Alexander Wertmann spielt ihn als sensiblen Introvertierten, der sich in die Musik geflüchtet hat und als Einziger bemerkt, dass sein Vater eine tödliche Diagnose erhalten hat. Rainer Bock spielt den alten Antonio als brüchigen Patriarchen, zurückgenommen und doch intensiv.

Aber das Ende ist noch nicht das Ende. Denn jetzt meldet sich der Faschist Romeu erstmals zu Wort. Er hat überlebt,

gilt als Held und steht nun vor einer Fernsehkamera. Ole Lagerpusch könnte triumphieren, aber er tut es nicht. Er spielt den faschistischen Politiker als jungen, smarten, bis in die Haarspitzen kontrollierten Volksverführer. Sein Romeu ist ein bescheidenes Instrument des Volkswillens, ein silberzüngiger Anwalt der schweigenden Mehrheit, der Nationalismus, Fremdenfeindlichkeit und die Unterdrückung aller Andersdenkenden freundlich lächelnd zu naturgegebenen Geboten des gesunden Menschenverstandes erklärt. Bei Rodrigues dauert dieser Monolog etwa eine halbe Stunde, in Bochum gute zehn Minuten – immer noch lang genug für eine gezielte Provokation, die ihre Wirkung nicht verfehlt.

Bei der Inszenierung in Marseille stand eine ganze Mannschaft von zehn Sicherheitskräften bereit. In Bochum musste die Dramaturgin Angela Obst das erregte Publikum nach etwa fünfzehn Minuten bitten, die Bühne als geschützten Raum zu respektieren und keine der per Mobiltelefon gemachten Videoaufnahmen von Ole Lagerpuschs Monolog ins Netz zu stellen. Tosender Beifall auch jener, die es noch zwei Minuten zuvor als angemessen und geradezu zwingend empfunden hatten, im Theatersessel kämpferisch gegen Rechtsextreme Stellung zu beziehen, obwohl vermutlich gar keine Rechtsextremen anwesend waren. Ein grandioser Theaterabend also. Jetzt könnte man reden über Repräsentanz und Katharsis, die Rhetorik der Extremisten jeglicher Couleur, die Anziehungskräfte des Autoritären und die Ästhetiken des Widerstands. HUBERT SPIEGEL

## Ein Lob aufs Schulschwänzen

Warum reagiert unser erstarrtes Bildungssystem nur auf Abweichung statt auf Bedürfnisse? / Von Saba-Nur Cheema und Meron Mendel

Unser Bildungssystem steckt in der Krise – so lautet das Klagegedicht aus der vergangenen PISA-Dekade. Deutschland sackt im internationalen Vergleich kontinuierlich nach unten, während Polen, Österreich und die Niederlande längst an uns vorbeigezogen sind. Liegt es an maroden Schulen? An unqualifizierten Lehrkräften? An Migranten? An autochthonen Deutschen?

Die Behörden scheinen eine Antwort gefunden zu haben: Die Eltern sind schuld. Genauer: Eltern, die am letzten Schultag schon in den Urlaub fliegen. So jedenfalls unser Eindruck, wenn man den Eifer verfolgt, mit dem diese Ordnungswidrigkeit geahndet wird. Am Flughafen, wo uns das Fernweh immer besonders stark trifft, durchkämmen Ordnungshüter kurz vor Schulschluss die Reisenden auf der Suche nach Schulschwänzern. Schuldige Eltern werden mit Bußgeldern bestraft. Aktuelles Beispiel: Meck-Pomm, Justizministerin Jacqueline Bernhardt (Die Linke) und ihr missglückter Familienurlaub. „Skandal um linke Ministerin: Sie düste mit Sohn in den Urlaub – trotz Schule“, polterte „Focus.de“ am Sonntag.

Düsen konnte die Ministerin am Ende allerdings nicht, weil der Flug wegen eines Schneesturms gestrichen wurde und die Familie am Berliner Flughafen stranden musste. Doch die Empörung war groß, als bekannt wurde, dass die Ministerin ihren Sohn vom Unterricht freistellen ließ. Aus dem Bildungsministerium der Parteikollegin hieß es: „Ein klarer Verstoß gegen die Schulpflichtverordnung“. Vor und nach den Ferien sei eine Beurlaubung nur ausnahmsweise zulässig, „wenn die Versagung eine persönliche Härte bedeuten würde“. Urlaub zählt nicht dazu, so der Sprecher weiter, und ist damit kein anerkannter Härtefall.

Nun wollen wir potentielle Ordnungswidrigkeiten nicht auf die leichte Schulter nehmen, schon gar nicht, wenn

sie von einer Amtsträgerin begangen wird. Aber die große Empörung ist kaum nachvollziehbar. Einige würden sagen: typisch deutsch. Statt gleich moralisch zu verurteilen, könnte man in der Bildungsverwaltung ja einmal ein Dilemma-Spiel entwerfen: mit den Postulaten „an die Regeln halten“ auf der einen und „Flexibilität zeigen“ auf der anderen Seite.

Das deutsche Schulsystem ist bekanntermaßen kein Musterschüler in Sachen Flexibilität. Was wäre also, wenn das Ministerium in solchen Fällen einmal der Flexibilität den Vorzug gäbe und vorzeitigen Familienurlaub als „Härtefall“ akzeptierte? Natürlich nicht nur für die Ministerin, sondern für alle Eltern, die gezwungen werden, während der Schulferien überbezahlte Flugtickets zu zahlen. Würden Lehrer am letzten Schultag massenhaft vor leeren Klassenzimmern stehen? „Was wäre, wenn alle Eltern so handelten?“ lautet dann das typische Totschlagargument.

Doch in keinem anderen Land der Welt scheint jemand auf die Idee zu kommen, Familien auf dem Weg in den Urlaub mit Bußgeldern wegen Schulschwänzens zu bestrafen. Unsere Bekannten in Kanada, Israel und Dänemark bestätigten: Ja, am letzten Schultag fehlen oft zwanzig bis dreißig Prozent der Schüler – und ja, der Schaden hält sich in Grenzen. Es ist ein offenes Geheimnis, dass dieser Tag eher eine formelle Angelegenheit ist. Lehrer und Schüler vertreiben sich die Zeit, bis nach der dritten Stunde endlich die Klingel läutet. Und selbst wenn an diesem Tag Stoff vermittelt wird: Der Aufwand, ihn nachzuholen, ist selten groß.

Die staatliche Fixierung auf den letzten Schultag gründet sich auf dem Schulgesetz: Die Pflicht zur Anwesenheit in einem Schulgebäude ist eine erstaunlich deutsche Besonderheit. Neben uns sind

es nur noch Schweden, China und Nordkorea, die den physischen Präsenzunterricht gesetzlich verpflichten. In vielen westlichen Demokratien hingegen geht es längst nicht mehr vornehmlich um den täglichen Gang in ein Klassenzimmer, sondern um das, was Kinder lernen – nicht zwingend darum, wo sie es tun.

Vielleicht fragt man sich jetzt, was uns beide so stört. Es liegt jetzt nicht nur an selbst erfahrenen eigentümlichen Begegnungen mit Grenzpolizisten. Wir se-



hen darin viel eher ein Symptom eines tiefer liegenden Problems unseres Schulsystems. Man kann mit Berechtigung über viele Unzulänglichkeiten klagen: sanierungsbedürftige Toiletten, Lehrkräfte, die selbst Wissenslücken mitbringen, oder Curricula, die althergebrachte Ressentiments reproduzieren. Im Kern des Problems geht es durchaus auch um eine bestimmte Mentalität, die diesem System innewohnt: Schule als Produkt einer industriellen Moderne. Ein System, das darauf angelegt ist, seine eigene Betriebslogik ritualisiert weiterzupflegen, ungeachtet der realen Bedürfnisse von Kindern und Eltern. Es ist daher logisch, dass Bedürfnisse von Familien mit Durchschnittseinkommen, die beispielsweise überbezahlte Flugpreise während der Ferienzeiten kaum noch bezahlen können, die Schulbehörden nicht interessieren.

Die historische Genese unseres Schulsystems fällt in die Zeit der frühen In-

dustrialisierung, als es darum ging, junge Menschen diszipliniert und standardisiert auf die Fließbandarbeit vorzubereiten. Pünktlichkeit und Gehorsam waren Tugenden, die sich gut auf Maschine und Mensch gleichermaßen übertrugen. Viele dieser Strukturen sind bis heute spürbar: Stundenpläne wie Schichtpläne, Zentralprüfungen wie Leistungsquoten, Anwesenheitspflicht wie Taktarbeit. Neuere bildungstheoretische Debatten kritisieren diese Traditionslinien, die Kreativität und kritisches Denken zu wenig fördern. Und hier wird es paradox: Während in Sonntagsreden von individueller Förderung, mentaler Gesundheit oder Bildungsgerechtigkeit die Rede ist, reagiert der Staat im Alltag oft reflexhaft mit dem Instrumentarium der Ordnungspolitik. Statt Schule flexibler zu gestalten, macht man sie härter. Statt nach Ursachen zu fragen, zählt man Fehlstunden. Und statt dort hinzuschauen, wo Kinder tatsächlich aus dem System herausfallen, konzentriert man sich auf gerechnet auf die Fälle, die sich am leichtesten skandalisieren lassen.

Im Jahr 2024 stieg die Zahl der Bußgeldverfahren gegen Eltern wegen Schulabsenz deutlich an, wie eine Abfrage der „Bild“-Zeitung bei den Bundesländern zeigte. Ein großer Teil dieser Fälle dürfte weniger mit renitenten Eltern zu tun haben als mit echten Problemlagen: Mobbing, soziale Isolation, psychische Belastungen oder schlicht Kinder, die zu Hause Verantwortung übernehmen müssen, weil niemand sonst den Laden am Laufen hält. In derselben Statistik tauchen auch die Urlaubsschulschwänzer auf. So beklagte die Sprecherin der Stadt Augsburg, dass günstige Flugtickets vor oder nach den Ferien regelmäßig eine Verlockung seien, den Unterricht ausfallen zu lassen. Es wundert leider kaum, dass eine solche Kategorie der Schulabsistenz völlig unterschiedliche Fälle mit denselben

Maßnahmen behandelt. Denn Schwänzen ist nicht gleich Schwänzen. Wir blicken sogar mit einer gewissen Nostalgie auf eigene kleine Ausbrüche aus dem Stundenplan zurück und verbinden damit nicht nur Faulheit, sondern auch Freiheit, Neugier und manchmal sogar Verantwortung. Die eine fehlte regelmäßig unerlaubt, mit sogar hundert Fehlstunden in nur einem Halbjahr während der Abizeit, um als Peer-Guide in der Anne-Frank-Ausstellung in Frankfurt zu arbeiten. Das war eben attraktiver als Informatik-Unterricht, währenddessen die Rechner zwanzig Minuten allein zum Hochfahren benötigten. Der andere schwänzte aus der Schule im Kibbuz, um gegen Siedlungsbau zu protestieren, Flugblätter zu verteilen und sich mit anderen Friedensaktivisten in Tel-Aviv zu treffen.

Nun gut, natürlich ging es auch oft um Spaß und Trotz. Und auch das sollte zu verdauen sein, genauso wie das Sparen von Urlaubskosten: Der Staat sollte nicht so tun, als sei jede Fehlstunde automatisch ein Fall fürs Ordnungsamt. Natürlich ist Schule kein Selbstbedienungsladen. Aber sie ist auch keine Kaserne. Wir sehen ein starr gewordenes Bildungssystem, das nur noch auf Abweichung reagiert statt auf Bedürfnisse. Auch weil es seine Energie lieber in Flughafenkontrollen investiert als in Schulsozialarbeit, psychologische Unterstützung und gute Lehrkräfte. Und auch wenn Jacqueline Bernhardt es sicherlich nicht so meinte, könnte der Skandal ein Ansporn sein, endlich mit der Reform des Schulsystems zu beginnen.

**Saba-Nur Cheema**, 1987 in Frankfurt geboren, ist Politologin und berät das Innenministerium zum Thema Muslimfeindlichkeit.

**Meron Mendel**, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.

## Der Furchtlose

Zum Neunzigsten des  
Dirigenten Elishu Inbal

An keiner Hochschule im Lehrplan und doch so etwas wie die Königsdisziplin der Musik: das Einspringen. Nicht wenige Künstler haben durch solche kurzfristige Übernahme eines Konzerts einen großen Karriereschub erlebt. Ein Privileg der musikalischen Jugend ist ein solches Abenteuer jedoch keineswegs. Auch im Alter muten sich Künstler solche, nennen wir es ruhig: sportliche Herausforderungen noch zu. Schwierigkeiten wie Vorteile scheinen dabei altersunabhängig gleich verteilt zu sein. Was dem jungen Musiker möglicherweise an Erfahrung abgeht, macht er durch mentale wie körperliche Fitness wett. Für gestandene Künstler gilt das mit umgekehrten Vorzeichen nicht minder.

Einen Dirigenten wie Elishu Inbal als Substitut für den erkrankten Andrés Orozco-Estrada gefunden zu haben, wurde im Jahr 2018 für das Sinfonieorchester des Hessischen Rundfunks als Gast beim Rheingau Musik Festival allerdings zum reinen Glücksfall. Denn der Israeli Inbal war nicht nur einer der Vorgänger des Kolumbianers Orozco-Estrada als Chefdirigent gewesen, sondern auch der Dirigent mit der längsten Amtszeit – von 1974 bis 1990 – und damit der erfahrenste Maestro am Pult des Orchesters. Zudem hatte Inbal seine gute mentale und körperliche Verfassung schon als Spezialist symphonischer Schwergewichte wie Bruckner und Mahler erwiesen, um nun im reiferen Alter nicht noch einmal vor dem großen Blechverschwender Hector Berlioz zurückzuschrecken.

Inbal hatte damals die achtzig Jahre längst überschritten und das Konzert mit „Harold en Italie“ von Berlioz und Puccinis Missa di Gloria – wie seinerzeit von der Kritik attestiert – immens agil und mit großer Leidenschaft gestaltet. Es scheint ein ungewöhnliches Signum des in Jerusalem geborenen, dort und am Pariser Konservatorium ausgebildeten und danach vor allem im deutschen und italienischen Musikleben verankerten Dirigenten zu sein: sich stets ebenso unerschrocken wie emotional engagiert mit großen Orchesterwerken und schwieriger zeitgenössischer Musik auseinanderzusetzen.



Elishu Inbal

Foto Maximilian von Lachner

Dem Sinfonieorchester des Hessischen Rundfunks hat er damit in den sechzehn Jahren seines Wirkens eine Reihe spektakulärer musikalischer Ereignisse beschert, indem er sich als akribischer Musikphilologe betätigte, die Auffassungen von Bruckners Symphonien neu zur Diskussion stellte und sie als einer der Ersten auch auf Tonträger veröffentlichte, Schlüsselwerke der Zweiten Wiener Schule konsequent zweitsichtigte, die Beschäftigung mit dem orchestralen Schaffen Gustav Mahlers zum Schwerpunkt seiner Arbeit machte und zahlreiche Ur- und Erstaufführungen anstieß.

All das hat er auch in anderen Chefpositionen verfolgt und um das Opernrepertoire erweitert: etwa an La Fenice in Venedig oder bei der RAI in Turin, wo er sich, nicht gerade zur Freude konservativer Kreise in Israel, mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ auseinandersetzte, dann beim Berliner Sinfonie-Orchester, der Tschechischen Philharmonie, beim Tokyo Metropolitan Symphony Orchestra und bis vor drei Jahren noch bei den Symphonikern von Taipei.

Am 28. Februar wird er nun in Seoul das KBS Symphony Orchestra mit Werken von Sergej Rachmaninow („Die Toteninsel“) und Dmitri Schostakowitsch (13. Sinfonie „Babi Jar“) dirigieren. Wahrlich kein leichtes Repertoire, zumal er dann seinen neunzigsten Geburtstag schon hinter sich haben wird, zu dem wir ihm heute gratulieren. WOLFGANG SANDNER

**Michael Brenners Essay** „Jüdische Arier?“ handelt von in Deutschland zum Judentum Konvertierten vor 1933, nicht nach 1933, wie es im Vorspann vernehmlich hieß. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen. F.A.Z.